

(Nachdruck verboten.)

107)

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Von ihrer ganzen Generation, von all denen, die an der Gründung und Schaffung des glorreichen Beauclair mitgewirkt hatten, blieben nur noch Lucas und Jordan übrig, von allen geliebt, von der zärtlichen Sorgfalt Jofinens, Coeuretens und Suzannens umgeben. Die drei Frauen, außerordentlich frisch und rüstig für ihr Alter, fanden ihre einzige Freude, ihren einzigen Stolz darin, die Herrinnen und Pflegerinnen der beiden Greise zu sein. Seitdem Lucas nur noch schwer gehen konnte und fast vollständig an seinen Ruhesessel gebannt war, wohnte Suzanne in seinem Hause und teilte sich mit Jofine in das schöne Vorrecht, ihn liebevoll zu betreuen. Ueber achtzig Jahre alt, hatte er sich die ungetrübte Heiterkeit der Seele, die vollen Kräfte seines Geistes bewahrt, war noch immer ganz jung, wie er lachend sagte, wären nur die verwünschten Beine nicht gewesen, die schwer wie Blei wurden. Ebenso wich Coeurette ihrem Bruder Jordan nicht von der Seite, der nach wie vor in seinem Laboratorium arbeitete, welches er nun gar nicht mehr verließ, und in welchem er auch schlief. Er war um zehn Jahre älter als Lucas, aber der Neunzigjährige arbeitete noch immer in der langsamen, beharrlichen und methodischen Weise, mit dem unbengsamen Willen und der sinnvollen Verwendung seiner Kräfte, der er, der zeitlichen Kranke und scheinbar stets dem Verlöschen nahe Mann, es dankte, daß er noch immer thätig sein konnte, während die kräftigsten Arbeiter seiner Generation schon seit langem unter der Erde ruhten.

Er sagte oft mit seiner schwachen Stimme:

„Die, die sterben, die wollen es; man stirbt nicht, so lange man noch etwas zu thun hat. Ich bin sehr krank, aber ich werde dennoch sehr alt werden, ich werde erst sterben, wenn mein Werk vollendet ist. Ihr werdet sehen, ich werde es im Voraus wissen, und ich werde es Euch ankündigen, indem ich Euch sage: Gute Nacht, liebe Freunde, mein Tagewerk ist vollbracht, ich gehe schlafen.“

Jordan arbeitete also noch immer, weil er sein Werk für noch nicht vollendet hielt. Er war stets in warme Decken gewickelt, er trank nur laue Flüssigkeiten, um sich nicht zu erkälten, er lag auf einem Ruhebett ausgestreckt in den langen Erholungspausen zwischen den wenigen Stunden, die er seinen Forschungen widmen konnte. Aber zwei oder drei Stunden täglich, die er sich solchermaßen abgewann, genügte ihm, um eine gewaltige Leistung zu vollbringen, mit so viel Methode, mit so weiser, unmittelbar zum Ziele strebender Verwendung seiner Mittel füllte er seine Zeit aus. Und mit unvergleichlicher Aufmerksamkeit und Selbstverleugnung stand ihm Coeurette zur Seite wie sein zweites Selbst, war ihm zugleich Krankenschwester, Sekretär und Laboratoriumsgehilfe und ließ niemand sonst in die Nähe ihres Bruders. Wenn manchmal seine Hände so schwach waren, daß sie ihm den Dienst versagten, führten die ihrigen seine Gedanken aus; sie verlängerte sein Leben, indem sie ihre Kräfte den seinigen hinzufügte.

Nach der Ueberzeugung Jordans konnte er sein Werk erst an dem Tage vollendet nennen, an welchem er der neuen Stadt die wohlthätige Elektrizität in ungemessenen Mengen würde geben können, zur beliebigen Benutzung für jedermann, wie das Wasser, dessen unerschöpfliche Flut der Fluß hinabträgt, wie die Luft, die jede Brust frei einatmet. Seit sechzig Jahren hatte er viel zur Erreichung dieses Zieles gethan, hatte er eines nach dem andern der Probleme gelöst, die auf dem Wege lagen. Zuerst hatte er es zuwege gebracht, die Transportkosten zu ersparen, indem er die Kohle gleich am Grubenschacht verbrannte und die gewonnene elektrische Kraft ohne wesentlichen Stromverlust in die Fabriken leitete. Dann hatte er den ihm so lange vor-schwebenden Apparat konstruirt, der es ermöglichte, die in der Kohle gebundene Wärme-Energie unmittelbar in elektrische Energie zu verwandeln, ohne den Umweg über die mechanische Energie. Damit war der Dampfessel überflüssig geworden

und eine Ersparnis von fünfzig Prozent erzielt. Und nachdem er so das Mittel gefunden hatte, die Dynamos durch das bloße Verbrennen der Kohle direkt mit Elektrizität zu versorgen, hatte er seine elektrischen Schmelzöfen praktisch zur Eisengewinnung verwertet, hatte er die Metallurgie revolutionirt, konnte er schon jetzt die ganze Stadt für alle gemeinsamen und Einzelverrichtungen reichlich mit Elektrizität versehen. Aber diese kostete noch immer zu viel, während er sie umsonst wollte, zu jedermanns schrankenloser Verfügung, wie die Luft, die uns umgiebt. Außerdem aber verfolgte ihn eine Schreckensvorstellung; die mögliche, ja unausweichliche Erschöpfung des Kohlenvorrats der Erde. In kurzer Zeit, vielleicht ehe ein Jahrhundert um war, mochte die Kohle anfangen zu mangeln, und das wäre dann der Tod der jetzigen Welt, die Industrie würde zum Stillstand kommen, die Fortbewegungsmittel würden nutzlos und hilflos werden, die ganze Menschheit würde in Todesstarre verfallen, gleich einem großen Körper, dessen Blutumlauf aufgehört hat. Bei jeder Tonne dieser kostbaren, unerschöpflichen Kohle, die er verbrennen sah, sagte er sich mit angstvoller Beklemmung, daß wieder eine Tonne weniger vorhanden sei. Und schwächlich, fränklich, fieberisch, wie er war, mit einem Fuß im Grabe stehend, dachte er mit schwerer Sorge an die künftigen Generationen und schwor sich zu, nicht eher zu sterben, als bis er ihnen den Kraftstrom, den Strom unerschöpflichen Lebens zum Geschenke gemacht hatte, der der Träger ihrer Civilisation und ihres Glückes sein sollte. So hatte er sich denn wieder an die Arbeit gemacht und arbeitete seit bereits mehr als zehn Jahren an dieser Aufgabe.

Natürlicherweise dachte Jordan zuerst an das fallende Wasser. Dies war die primitive Triebkraft, und man ver-wendete sie mit Erfolg in Gebirgsgegenden, trotz der Launen der Bäche und Flüsse, trotz der höchst störenden Unterbrechungen durch trockene Perioden. Aber die wenigen Bäche der Monts Bleuses, die obendrein durch die Ableitung der Quellen fast versiegt waren, besaßen leider nicht die nötige Kraft. Außerdem konnte das Wasser ihm nicht die regel-mäßige, konstante und vor allem nicht den reichen Ueberfluß an Triebkraft liefern, deren er für seine weitgreifenden Pläne bedurfte. Hierauf wendete er seine Gedanken dem Meere zu, dem Wechsel der Ebbe und Flut, dem gewaltigen, nie rastenden Wellenschlage gegen die Küsten. Viele Gelehrte hatten sich schon mit dem Problem befaßt, diese ungeheure Energie nutzbar zu machen, und er setzte ihre Studien fort, konstruirte sogar einige Versuchsapparate. Die Entfernung Beauclairs vom Meere war kein Hindernis, denn die Elektrizität konnte nun auf beträchtliche Distanzen ohne Verluste weitergeleitet werden. Aber eine andre Idee verfolgte ihn und bemächtigte sich schließlich seiner ganz und gar, ein Zukunftsstraum von so gewaltiger, herrlicher Größe, daß er in ihm den letzten, einzigen Zweck seines Lebenswerkes sah. Hatte er diesen Zweck erreicht, dann hatte er der Menschheit das Glück erobert.

Immer hatte Jordan, mit seinem blutarmen, frierenden Körper, die Sonne geliebt, sich sehnsüchtig zu ihr hingezogen gefühlt. Er verfolgte ihren Lauf über die Himmels-wölbung, jeden Abend, wenn er sie untergehen sah, durch-bebten ihn furchtsame Schauer vor der Kühle der Nacht, und des Morgens erhob er sich oft zu früher Stunde, um die Freude zu genießen, sie wieder aufgehen zu sehen. Wenn sie ins Meer gesunken wäre, wenn sie nie wieder erschiene, welche endlose, eisige, tödliche Nacht für die un-glückliche Menschheit! So hatte sich bei ihm ein förmlicher Kultus der Sonne herausgebildet, der mächtigen Mutter unsrer Welt, der Schöpferin und Bewegerin, die die Wesen aus dem Urchlamm hervorgehoben, sie gewärmt, entwickelt und vermehrt, sie mit den Früchten der Erde genährt hat, seit einer unberechenbaren Reihe von Jahrtausenden. Sie war die ewige Quelle des Lebens, weil sie die Quelle des Lichtes, der Wärme und der Bewegung war. Auf ihrem Strahlen-throne herrschte sie als gewaltige, gute und gerechte Königin, als göttliche Urkraft, ohne die nichts Lebendes sein könnte, deren Verschwinden den Untergang aller Dinge herbeiführen würde. Warum also sollte die Sonne nicht sein Werk fortsetzen und vollenden? Sie hatte Tausende

von Jahren hindurch in der tropischen Vegetation die wohlthätige Wärme aufgehäuft, die wir nun der Kohle wieder entnehmen. Tausende von Jahren hindurch hatte sich die Kohle im Schoße der Erde destilliert, hatte ihren ungeheuren Wärmeschatz für uns bewahrt und behütet, um ihn uns dann als ein unschätzbares Geschenk zu überantworten, das der Civilisation zu neuem, glänzendem Fortschritt verhalf. In die hilfreiche Sonne also mußten sich die Menschen wieder wenden, sie war sicherlich bereit, ihrer Schöpfung, den Menschen und der Welt, immer mehr Leben, immer mehr Wahrheit und Gerechtigkeit, alles erdenkliche Glück zu teil werden zu lassen. Wenn sie jeden Abend verschwand, wenn sie im Winter mit ihren Strahlen kargte, so mußte man von ihr begehren, daß sie uns einen Teil ihres Feuers hier lasse, damit wir ruhig ihre Rückkehr am Morgen abwarten und, ohne zu leiden, die kalte Zeit des Jahres überdauern können. Solchermaßen stellte sich nun das Problem als ein ebenso einfaches wie gewaltiges dar, es handelte sich darum, sich unmittelbar an die Sonne zu wenden, die Sonnenwärme einzufangen und sie vermittelst eigener Apparate in Elektrizität zu verwandeln, von der sodann ungeheure Vorräte in undurchlässigen Reservoirs aufgespeichert werden mußten. In diesen hätte man dann eine unerforschliche Quelle unermesslicher Kraft, die man nach Belieben verbrauchen könnte. Während der glühend heißen Sommertage würde man die Sonnenstrahlen einernsten und sie in ungeheurerem Ueberflusse in Speichern aufhäufen; wenn dann die Nächte lang würden, wenn der düstere, kalte Winter käme, wäre genug Licht, Wärme und Bewegungskraft vorhanden, um die Freude und das Behagen der Menschen zu sichern. Endlich wäre diese der Allmutter Sonne abgewonnene, vom Menschen dienstbar gemachte elektrische Kraft seine willige und stets bereite Sklavin, die seine Mühe verringern und es vollends bewirken würde, daß die Arbeit zur genußvollen und gesunden Lebensthätigkeit werde, daß sie die gerechte Verteilung der Güter herbeiführe, daß sie das Gesetz und der Kultus des Lebens sei.

Das, was Jordan als höchstes Ziel vorschwebte, hatte schon viele Köpfe beschäftigt, und diesem oder jenem Forscher war es gelungen, einen Apparat zu konstruieren, der die Sonnenwärme auffing und in Elektrizität verwandelte, aber in so unendlich kleinen Mengen, daß diese Apparate nichts mehr waren als Laboratoriumsexperimente. Die Umwandlung mußte im großen geschehen, die Elektrizität mußte in ungeheuren Behältern gesammelt werden, um den Bedürfnissen eines ganzen Volkes genügen zu können. Und Jahre hindurch ließ Jordan im ehemahligen Park der Chêrerie seltsame, turmartige Bauten aufführen, deren Bestimmung niemand erraten konnte. Er selbst verweigerte jede Auskunft, er vertraute niemand das Geheimnis seiner Forschungen. An schönen Tagen, wenn er sich träftig genug fühlte, kam er mit kleinen, schlurfenden Greisenschritten zu seinen neuen Bauten, schloß sich darin mit seinen Leuten ein, arbeitete, kämpfte beharrlich trotz aller Mißerfolge und besiegte schließlich das königliche Gestirn, er, die winzige Ameise, die ein etwas zu starker Strahl getötet hätte. Es gelang ihm, das Problem zu lösen, die gute, gewaltige Sonne ließ sich ein wenig von ihrer unermesslichen Flamme wegnehmen, womit sie seit so vielen Tausenden von Jahren die Erde erwärmt, ohne sich abzukühlen. Nachdem die letzten, entscheidenden Versuche gelungen waren, wurde ein großes Werk erbaut und in Thätigkeit gesetzt, und es versorgte nun Beauclair mit Elektrizität zur freien Verfügung der Bewohner, sowie die Quellen der Monts Bleuses sie mit Wasser versorgten. Aber es war noch immer ein ungemein störender Fehler vorhanden; die riesigen Behälter verloren sehr viel Elektrizität. Das galt es noch zu überwinden, die Behälter vollständig undurchlässig zu machen, in ihnen für den Winter so viel Sonnenwärme sicher einzuschließen, daß es möglich wurde, in den langen Dezembernächten eine andre Sonne über der Stadt zu entzünden.

Wieder machte sich Jordan an die Arbeit. Er suchte, er kämpfte weiter, entschlossen, weiter zu leben, so lange sein Werk nicht vollendet war. Seine Kräfte schwinden immer mehr, er konnte nicht mehr gehen, er mußte vom Hause aus seine Weisungen, welche die so lange und mühselig gesuchte Verbesserung herbeiführen sollten, an das Elektrizitätswerk gelangen lassen. In sein Laboratorium eingeschlossen arbeitete er an der Vollendung seiner Aufgabe, und dort wollte er auch sterben an dem Tage, wo sie vollendet war. Und der Tag kam, er hatte das Mittel gefunden, um jeden Verlust zu ver-

meiden, um die Reservoirs undurchlässig zu machen, so daß man die Elektrizität auf lange Zeit hinaus in ihnen aufspeichern konnte. Nun hielt ihn nichts mehr auf dieser Welt zurück und er schied sich an, von seinem Werke Abschied zu nehmen, seine Lieben zu umarmen und zum Urquell des ewigen Lebens zurückzukehren.

Es war damals Oktober und die Sonne vergoldete noch mit warmen, weichen Strahlen die letzten Blätter der Bäume. Jordan verlangte von Coeurette, daß sie ihn ein letztes Mal in das Elektrizitätswerk tragen lasse, wo er die neuen Reservoirs eben hatte fertigstellen lassen. Er wollte mit eigenen Augen die glorreiche Vollendung seines Werkes sehen, die Behälter, in denen so viel Sonnenwärme aufgespeichert und festgehalten würde, daß Beauclair damit bis zum nächsten Frühjahr reichlich versorgt war. Und eines Nachmittags wurde er denn in seinem Sessel in das Werk getragen und verbrachte da zwei Stunden, um alles zu besichtigen und sich von dem richtigen Funktionieren der Apparate zu überzeugen. Das Werk war am Fuße der Bergwand der Monts Bleuses errichtet, in dem ehemaligen Park der Chêrerie, der gegen Süden lag, und aus welchem die warme Sonne von jeher ein blühendes Paradies gemacht hatte. Hohe Türme überragten die weitläufigen Gebäude, riesige Dächer aus Stahl und Glas verbanden sie miteinander; sonst war von außen nichts zu sehen, die Leitungskabel waren alle unterirdisch geführt. Als Jordan mit seinem Rundgang zu Ende war, ließ er noch einmal im großen Mittelhof halten und warf von hier aus einen langen, letzten Blick ringsum auf diese neue Welt, diese neue Quelle ewigen Lebens, seine Schöpfung, der er sein ganzes Leben mit leidenschaftlicher Hingabe gewidmet hatte. Dann wandte er sich zu Coeurette, die nicht von der Seite des Sessels gewichen war, in welchem er von zwei Männern getragen wurde.

„So wäre das vollbracht“, sagte er lächelnd, „und es ist gut geworden. Jetzt kann ich scheiden. Komm, Schwester, gehen wir nach Hause.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## lebende Chronologie.

Von Anton Tschekow.

Im Salon des Staatsrats Scharamylin herrscht ein angenehmes Halbdunkel. Die große Bronzelampe mit dem vieredigen grünen Schirm giebt den Wänden, den Möbeln und den Gesichtern einen grünlichen Schimmer. Bei einiger Phantasie könnte man an eine Nacht im Süden denken. Dann und wann flammt in dem erlöschenden Kamin ein glimmendes Holzstück auf, und für einen Augenblick werden die Gesichter in feuerrote Blut getaucht; aber das stört die Harmonie der Farben nicht: im allgemeinen ist die Stimmung durchgeföhrt, wie die Maler zu sagen pflegen.

Vor dem Kamin in einem bequemen Sessel, in der Haltung eines Menschen, der soeben gut diniert hat, sitzt Scharamylin selbst, ein bejahrter Herr mit grauem Bureaukratenbart und mildblickenden, blauen Augen. Ueber sein Gesicht ist eine gewisse Sanftmut ausgegossen, ein schwermütiges, nachsichtiges, verzeihendes Lächeln umspielt seine schmalen Lippen.

Neben ihm, die Füße gegen den Rost des Kamins gestemmt, eine Cigarre von riesenhafter Dimension im Munde, sitzt auf einem niedrigen Sessel der Vicegouverneur Lopnew und räfelt sich träge. Er ist etwas jünger als Scharamylin, vielleicht fünfundsiebzig Jahre alt, groß, ein wenig corpulent, mit kühner, herausfordernder Physiognomie.

Neben dem Piano tollen die Kinder Scharamylins herum: Nina, Nolja, Nadja und Wania.

Aus der angelehnten Thür, welche ins Kabinett der Frau Scharamylin führt, dringt ein schwacher Lichtschein. Dort hinter der Thür sitzt an ihrem Schreibtisch die Frau des Hauses Anna Pawlowna, die Vorsitzende des örtlichen Damenkomitees, ein bewegliches, pilantes Dämchen von dreißig oder mehr Jahren. Ihre schwarzen lebhaften Augen laufen durch das Pince-nez über die Seiten eines neuen französischen Romans. Unter dem Roman liegt ein abgegriffener Komiteebericht vom vergangenen Jahr.

„Ja, ja, früher war es um unsre Stadt in dieser Beziehung besser bestellt“, sagt Scharamylin, mit seinen sanften, schwermütigen Augen in die glimmenden Kohlen blickend. „Es verging kein Winter, ohne daß nicht irgend ein Stern erster Größe hier war. Es kamen berühmte Schauspieler, berühmte Sänger; aber heutzutage . . . Der Teufel weiß, wer heute noch kommt! Außer Taschenpielern und Orgeldrehern läßt sich keine Seele mehr hier sehen. Nicht ein einziger, ästhetischer Gemüß . . . Ein Leben wie in der Wildnis . . .“

ja wohl... Erinnern Sie sich noch des italienischen Tragöden, Excellenz... wie hieß er doch gleich?... 's war solch ein Großer, Brünetter... Gott, erbarm' Dich, so ein Gedächtnis... Ach ja! Luigi Ernesto de Rugiero... Ein wunderbares Talent, eine Kraft!... Wenn er nur ein Wort sprach, zitterte das ganze Theater. Meine Annette interessierte sich lebhaft für sein Talent. Sie setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um sein Auftreten im Theater zu ermöglichen, ja sie brachte ganz allein Billette für zehn Vorstellungen unter... Dafür gab er ihr Unterricht in Declamation und Mimik. Eine Seele von einem Menschen! Er war hier... ich will keine Lüge sagen... vor zwölf Jahren... Nein! Das stimmt nicht... Weniger, vor zehn Jahren... Liebe Annette, wie alt ist doch unsre Nina?"

"Nein Jahre!" ruft Anna Pawlowna aus dem Kabinett.

"Warum?"

"Nichts, Liebchen. Ich frage nur so... Auch gute Sänger pflegten zu kommen... Erinnern Sie sich vielleicht des tenore di grazia Trilichin? Was für ein Mensch! Welch ein bestrickendes Aeußeres! Blond... ausdrucksvolle Züge, Pariser Manieren... Und was für eine Stimme, Excellenz! Das hohe C freilich hatte er nicht, das mußte er mit Fiskelstimme singen, manchmal wurde er auch im schönsten Gesang heiser, aber im übrigen... ausgezeichnet! Er ist von Lamberlit ausgebildet, erzählte er... Annette und ich, wir besorgten ihn den Skafinoaal zu einem Konzert, und aus Dankbarkeit dafür pflegte er uns ganze Tage und Nächte vorzusingen... Er gab meiner Frau auch Gesangstunden... Er kam, ich erinnere mich genau, zu den hohen Festen vor... vor zwölf Jahren. Nein, mehr... Das ist ein Gedächtnis, verzeih mir Gott! Liebe Annette, wie alt ist doch unsre Nadja?"

"Zwölf!"

"Zwölf... Wenn man zehn Monate hinzurechnet... Na natürlich... dreizehn!... Früher war auch überhaupt mehr Leben in unsrer Stadt! Nehmen wir z. B. nur die Wohlthätigkeits-Vorstellungen. Was für schöne Abende! Man sang, man spielte, man las... Nach dem Kriege, erinnere ich mich, als hier die gefangenen Türken lagen, arrangierte meine Annette eine Vorstellung zum Besten der Verwundeten. Es wurden 1100 Rubel eingenommen... Die türkischen Offiziere, ich weiß es noch ganz genau, waren vollständig hin von Annettes Stimme und küßten ihr unangeseht die Hände. Hehehe... Wenn auch halbe Barbaren, sie waren doch eine dankbare Nation. Die Vorstellung war so gelungen, daß ich — werden Sie 's glauben? — eine Notiz in meinem Tagebuch gemacht habe. Das war, wie ich mich genau erinnere, im Jahre... 1876... nein! Im Jahre 1877... nein! Erlauben Sie, wann waren die Türken bei uns?... Sie wissen's nicht? Aber das können wir ja viel leichter haben! Liebe Annette, wie alt ist doch unsre Nadja?"

"Ich bin sieben Jahre alt, Papa!" antwortet statt der Mutter Nadja, ein brünettes Büschchen mit dunklem Gesicht und lachschwarzen Haaren.

"Ja, man ist alt geworden und hat keine Energie mehr!"... stimmt Popnew seufzend bei. "Das ist der wahre Grund... Das Alter, Verehrtester!... Neue Arrangements giebt's nicht, und die alten sind alt geworden... 's ist kein Feuer da! Als ich noch jünger war, da dürfte es niemals vorkommen, daß man sich in einer Gesellschaft langweilt... bei Gott nicht!... Ich war der erste Gehilfe, die rechte Hand Ihrer Frau Gemahlin überall, wo 'was los war... Wenn es galt einen Abend zu wohlthätigen Zwecken zu arrangieren oder eine Lotterie zu veranstalten oder irgend eine durchreisende Berühmtheit zu unterstützen — ich ließ alles stehen und liegen und stürzte mich mit einem wahren Feueriferz auf die Sache... In einem Winter, erinnere ich mich, hatte ich so viel veranstaltet, mich so sehr angestrengt, daß ich krank wurde... ja wohl... In meinem ganzen Leben werde ich den Winter nicht vergessen!... Erinnern Sie sich noch an die Vorstellung, welche Anna Pawlowna und ich zum Besten der Abgebrannten arrangierten?"

"Ja, in welchem Jahre war doch das gleich?"

"Das ist noch gar nicht so lange her... Im Jahre 1879... Nein, im Jahre 1880, glaube ich! Erlauben Sie, wie alt ist Ihre Nadja?"

"Fünf Jahre!" ruft Anna Pawlowna aus ihrem Kabinett.

"Na also, dann war das vor sechs Jahren... Ja wohl, mein Lieber, das waren noch schöne Zeiten! Jetzt giebt's so was nicht mehr! Kein Feuer!"

Popnew und Scharamhlin versinken in Nachdenken. Ein glimmendes Holzstück flammt zum letztenmale auf, dann versinkt es in die Asche.

Anna Pawlowna lehnt sich in ihren Sessel zurück und blüdt mit großen, verträumten Augen vor sich hin. —

### Kleines Feuilleton.

dg. Ein Unfall. Um vier Uhr hatte der Dampfer abfahren sollen, jetzt war es einviertel auf fünf, und er lag noch immer fest. Die Passagiere wurden unruhig. „Worauf warten wir denn eigentlich?“ fragte ein Herr.

„Ja wer weiß worauf.“

„Na, jetzt geht's los. Da kommt der Steuermann.“

Es ging aber doch nicht los. Der Steuermann trat nicht ans Rad. Er blieb an der Maschine stehen und sprach mit dem Vor-

sitzenden. Eine Bewegung ging über das Schiff: „Was sagt er? Aussteigen?“

„Ja, wir müssen alle wieder aussteigen.“

„Es ist was an der Schraube,“ erklärte ein Herr.

„Dann können wir wohl nicht nach Hause fahren?“

„Dann müssen wir wohl Bahn fahren?“ Die Damen wurden bestürzt.

„Ja wohl Bahn fahren! Dann sollen sie uns auch's Fahrgeld wiedergeben.“ Der kleine Dide Herr mit dem Cylinder setzte sich in Possitur wie ein Kampfhahn: „Immer diese Spreedampfer, immer passiert was mit den Spreedampfern, rein gar nichts verstehen sie hier.“

„Na ja von wejen nisch verstehen!“ — Der Steuermann mußte auf: „Was wollen Se denn? Die Schraube hat 'ne Kette aufgeariffen, 'ne Kette von 'nem Kallorb. Weiter is janisch.“

„Ja wohl Kette!“ Der kleine lachte höhnisch.

„Na es is doch aber auch wirklich nichts weiter!“ sagte eine andre Stimme. Die Frau von dem Schiffsführer kam aus der Kajüte herauf, sie besorgte da den Werauschan. Sie sah blaß aus und zitterte, aber sie zwang sich, fest zu bleiben: „Nein und es ist bestimmt nichts weiter, nur daß die fremde Kette in der Schraube sitzt. Das kann schon passieren, wo jetzt 's Wasser so flach ist.“ Wittend sah sie von einem zum andern:

„Wenn Sie nur bloß aussteigen möchten, damit 's Schiff nicht so tief geht, die Leute können nicht arbeiten im Wasser.“

„Aber dann steigen wir doch aus!“ Ein Teil des Publikums ging nach der Brücke, die andern folgten: „Ja wohl, trinken wir noch 'n Köppeln Bier derweise.“ Man fing an, die Sache humorsistisch zu nehmen.

„In 'ner halben Stunde fahren wir,“ versicherte noch einmal die Schifferfrau.

„Ja wohl in den Grund!“ höhnte der kleine Dide. Er machte keine Miene, das Schiff zu verlassen. Er stellte sich vor die Kapitänsfrau und stampfte mit dem Stock auf den Boden: „Hören Sie, und ich fahre nicht mit zurück. Geben Sie mir mein Fahrgeld wieder! Fällt mir gar nicht ein, zurückzufahren! Ich stelle mein Leben nicht aufs Spiel. Wenn Ihr Schiff kaput ist, fahre ich nicht.“ Er schrie. Er war firschrot vor Zorn.

„Aber mein Herr, mein Herr!“ Die Frau stammelte: „Aber nein! Das Schiff kaput? Es ist doch nichts, gar nichts, nur die Kette.“

„Mein Fahrgeld will ich wieder haben!“

Er wurde immer aufgeregter, seine Stimme klang bis ans Ufer, wo die andern standen. Die strecken die Köpfe zusammen: „Eigentlich hat er recht“, meinte ein Herr. „Mit dem Schiff fahren? Wer weiß denn, was da wirklich passiert ist?“

„Ja, die Geschichte mit der Kette, ob das wahr ist. Sie wollen einen bloß beruhigen.“

„Nachher gehen wir unter.“

„Ach nein, um Himmelswillen nicht.“ Die Damen wurden unruhig. „Nein, ich fahre auch nicht mit zurück! Auf keinen Fall! Ich fahre mit der Bahn, nachher passiert was.“

„Ja sie sollen uns das Fahrgeld wiedergeben!“

„Das Fahrgeld, das Fahrgeld.“ Immer mehr Stimmen riefen danach. Man drängte auf die Landungsbrücke.

„Alte Totenkisten kaufen. Se sich und denn machen Se Dampferfahrten und liefern die Menschen dem Wasser aus!“ Schrie auf dem Deck der kleine Dide.

„Totenkisten.“ Die Damen schrien. „Ach! Totenkiste sagt er, ich will auch nicht mit in die Totenkiste!“

„Nein! nein! Das Fahrgeld, wir fahren mit der Bahn.“ Die Stimmung wurde ungemütlich.

„Da arbeiten sie ja im Wasser,“ sagte ein junges Mädchen.

„Ach ja, jetzt doch im Wasser.“ Die Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. „Der Kapitän ist auch drin,“ rief ein Knabe.

„Jaja seht, bis zu den Ohren stehen sie drin.“

„Jetzt tauchen sie ganz unter — Herrgott, müssen die sich quälen.“

„Und von der heißen Maschine geht uns kalte Wasser!“

„Da kommt ja die Kette.“ „Ja, da haben sie die Kette.“

„Nein, es ist bloß ein Ende; sie fällt wieder rein.“

„Jetzt arbeiten sie schon eine Stunde.“

„Ne, schon anderthalb; es ist gleich halb sechs.“

„Wir kommen doch auch vorläufig noch nicht fort. Wer weiß, wie lange das noch dauert.“

„Na, ich warte gewiß nicht länger, ich laß mir das Fahrgeld wieder geben!“

„Ich auch! Ich auch! Das Fahrgeld, das Fahrgeld!“ Die drohenden Stimmen erklangen von neuem. Man stieg auf das Schiff und drängte um die Frau: „Das Fahrgeld! Geben Sie das Fahrgeld wieder.“

„Ja! Ja doch!“ Die Frau wich zurück. Mit zitternden Händen nahm sie das Geld heraus.

„Die Kette! Sie haben die Kette!“ rief jemand vom Vorderdeck.

„Ja, jetzt kann's losgehen!“ Klang die Stimme des Kapitäns, „jetzt haben wir sie.“

Er kam aus dem Wasser, seine Kleider triefen; er leuchtete am ganzen Körper. Die Frau eilte auf ihn zu und warf ihm ein Tuch um. Zanunend stieg sie neben ihm in den Maschinenraum hinab: „Weint Du Dir bloß nichts geholt hast.“

„Na, man trocknet hier bald,“ er suchte zu trösten; dann unwillkürlich seine Stimme: „Haste viel retourgeben müssen?“

Sie schluckte auf: „Weinah! die Hälfte. Und zu denken nu so rein um jar misch! Aber bloß der kleine Dide is schuld, der hat se alle störrig gemacht. 'S ganze Geschäft hat der verdorben. Und mit unsem Dampfser fährt doch keiner mehr. Keine tot hat der uns doch gemacht für'n Sommer. Da schimpft er immer noch.“

Draußen auf der Landungsbrücke lärmte der kleine Dide: „So ist's ganz recht! Aufmucken muß man. Gewissenlos sind se ja auf der Spree, mit Menschenleben spielen se hier rein um'n paar Groschen! So gewissenlos sind se bloß auf der Spree!“

— **Das Bohnenverbot der Pythagoracer und die indogermanische Religionsforschung.** Eines der eigentümlichsten Gelege, welches die Pythagoracer ihren Schülern auferlegten, war, sich der Bohnenpeise zu enthalten. Wie es zu erklären sei, haben schon die Alten nicht recht gewußt, und schließlich wurde zur landläufigen Meinung, daß die Bohne wegen ihrer sinnereizenden Wirkung verboten worden sei. Das Rätsel ist nun durch die vergleichende Religionswissenschaft gelöst. Schon im Jahre 1884 wies L. v. Schröder ein ähnliches Bohnenverbot in den ältesten Ritualtexten der Inder, dem Jajurvede, nach. Hier heißt es, daß der Inder, wenn er sich auf das Opfer vorbereite, sich der Bohnen enthalten solle. Indessen fehlte damals dem östreichischen Forscher noch jeder Anhalt über den Zusammenhang zwischen Indern und Griechen. Den haben ihm weitere Untersuchungen inzwischen erbracht. Bei den Esten im Dorpterlande (im Dorpat) wird um die Weihnachtzeit ein Topf mit Bohnen im Hause aufgestellt, und jeder nimmt sich eine Bohne daraus, in Skandinavien steht beim Julfest ein Bohnentopf im Kreise der Feiern, bei den alten Römern endlich wurde den Lemuren, den Totengeistern, ein Bohnengericht vorgesetzt. Das führt zum Schlusse, daß die Bohne eine Totenpeise gewesen ist, wodurch es sich dann erklärt, daß den Lebenden die Speise unterjagt wurde. Die Bohnenart aber ist nicht die Stangenbohne, sondern die Puff- oder dicke Bohne. Mit dieser Untersuchung ist ein weiteres Glied der Kultur der indogermanischen Aewelt erschlossen und wenn auch heute über den Ort dieser Aewelt immer noch keine Einigung erzielt ist, so sind doch schon so viele Beobachtungen durch die Vergleichung von Sprache und Sitte der indogermanischen Völker gemacht worden, daß man schon eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Leben und dem Kulturzustand jenes verschollenen Menschengeschlechtes erhält. —

### Aus dem Tierreiche.

— Die gemeine Leichschleie ist der kleinschuppige Karpfen. Ihr Verbreitungsgebiet ist das größte unter den über tausend Arten zählenden Karpfen. Sie bewohnt den größten Teil Europas, von Südbalten bis Mittelschweden. In Rußland zählt sie neben den Karauschen zu den gewöhnlichsten Fischen und kommt da auch neben der prächtig gefärbten Goldschleie in den größten Exemplaren vor. Obwohl sie im Gebirge bis zu 1000 Meter Seehöhe aufsteigt, ist sie doch vorherrschend ein Fisch der Ebene. Auf die Fischmärkte gelangt sie als, mit großem Unrechte, nicht sonderlich geachteter Speisefisch, in zumeist kleineren Exemplaren, kommt aber bei ihr zuzugendem Wasser, lebendem Insektenfutter und Raubfischweissag dem Leichkarpfen an Größe gleich, ihn an Fleischesgüte übertreffend. Seen, Teiche, Tümpel, Sümpfe, Moore, Lehm- und Mergelgruben, mit recht schlammigem Grund und dicht mit Röhricht bewachsen, zieht sie allen Gewässern vor. Ihre Trägheit und ihr sehr geringes Atmungsbedürfnis rechtfertigen ihre Weidenheit betreffs des Aufenthaltswassers, als den Umstand, daß sie neben dem Winter auch während der heißesten Zeit einen Sommerschlaf, im Schlamm vergraben, hält. Deshalb, und als Schlammfisch, gleich dem Kal, kommt sie nur selten an schönen, warmen Tagen und zur Laichzeit an die Wasseroberfläche. Die letztere fällt, je nach Dertlichkeit, zwischen März und Juli, zumeist zur Zeit der Weizenernte. Ein 2 bis 3 Kilogramm schwerer Rogener erzeugt ca. 300000 Eier. Die Jungen wachsen ziemlich rasch und erreichen im ersten ca. 200 Gramm, im zweiten ca. 700 Gramm und im dritten Jahre 1—1½ Kilogramm Gewicht, werden aber erst im vierten Jahre fortpflanzungsbereif. Da die Schleie alle die den Karpfen beliebt machenden Eigenschaften in erhöhterem Maße besitzt, so verdienten sie wohl mit Recht, daß ihnen der heutige Leichwirtschaftsbetrieb im Großen, noch mehr aber im Kleinen mindestens die Aufmerksamkeit widmet, die ihnen der vormärzliche Leichbetrieb unter großen Vorteilen widmete; zumal sie unter den Sargungen des modernen Fischkulturbetriebes leicht, billig und mühselos unter denselben Verhältnissen, wie die Karpfen, binnen drei bis sechs Monaten auf 2 bis 3 Kilogramm aufgezogen werden können. —

### Meteorologisches.

— Höhenbestimmung des Nordlichts. Ein am 9. September 1898 in einem großen Teile von Norddeutschland gesehenes Polarlicht, das gewaltige rote Strahlenbänder entwickelte, ist bezüglich seiner Ausdehnung und Höhe über dem Erdboden von W. Schaper untersucht worden. Die „Möln. Hg.“ schreibt über das Ergebnis dieser Untersuchungen: Der scheinbare Nordlichtbogen wurde an verschiedenen Orten zwischen Göttingen, Hamburg und Warnemünde

beobachtet und daraus ergab sich auf dem Wege der Rechnung, daß derselbe in Wirklichkeit mindestens 70 Kilometer hoch über dem Erdboden schwebte und sich von Liverpool bis nach Liebau in Skandinavien ausgedehnt haben muß. Ein langes rotes Strahlenband, das gleichzeitig in Albed und in Hirschberg in Schlesien gesehen wurde, erstreckte sich in der Atmosphäre oder über dieselbe hinaus bis zu 800 Kilometer vom Erdboden. Ein anderer roter Strahl stieg bis zu 670 Kilometer Höhe. Das Licht war nicht ruhig, sondern stark flackernd und die Beobachtungen deuten an, daß ein Punkt dieser Strahlen sich mit einer Geschwindigkeit von 70 Meter in der Sekunde bewegte. Diese Ergebnisse stehen in völliger Übereinstimmung mit denjenigen, die schon vor drei Jahrzehnten Flögel in Kiel durch Untersuchung mehrerer Nordlichter erhielt. Derselbe fand, daß der Raum, von dem die Strahlen großer in Norddeutschland sichtbarer Nordlichter ausgehen, etwa 100 Kilometer hoch über dem Erdboden anzunehmen ist und diese Strahlen oft über 750 Kilometer hoch aufsteigen, wobei ihre Spitzen in rotem Lichte leuchten. Nach Flögel ist das Nordlicht eine Erscheinung in Regionen, die entweder ganz außerhalb unserer Atmosphäre oder doch so liegen, daß nur der unterste Teil in die Schichten der Luft hineinragt. Andererseits ist durch sichere Beobachtungen in Skandinavien erwiesen, daß Nordlichtstrahlen bisweilen fast auf den Erdboden herabsteigen. —

### Humoristisches.

— Des Schneiders Nachr. „Wie kommt es denn, Herr Pips, daß Jhna der Schenkellner inma d' Maß g'hörig voll schänkt?“

— „Ja, schauen S', Herr Nachbar, i hab' eahn a' Zeilang d' Hofen aa' stets um a' Quarl zu kurz a'macht, und dös hat g'holsen!“

— Leistungsfähig. Herr (zum Schmierendirektor, der Theaterarten hauiert): „Ich gehe überhaupt nicht in Ihr Theater, Ihre Leistungsfähigkeit kam ich mir schon vorstellen!“

— Direktor: „Bitte, mein Herr, wir leisten mehr, als irgend ein andres Theater in der Großstadt; wir führen „Das weiße Röhl“, „Lohengrin“ und „Die Räuber“ an einem Abend auf!“

— Höchstes Vergnügen. „War die Madtour interessant, Fräulein Laura?“

— „Und wie! Ich habe meine Todfeindin in ihrer neuesten Sommertoilette überrascht!“ — (Flieg. Bl.)

### Notizen.

— Für einen Mänchener Roman sehen die „Münch. Neuest. Nachr.“ Preise von 7500 M., 3000 M. und 1500 M. aus. Umfang: 12000 bis 15000 Druckzeilen. Einlieferungsfrist: 1. Mai 1902. —

— Die „Weiße Welt“, die jetzt im Verlag von A. Scherl erscheint, hat in Paul v. Szcepanski einen neuen Redacteur erhalten. —

— Sudermanns neues Schauspiel „Glück“ wird seine Erstaufführung im Berliner Lessing-Theater und Münchener Hof-Theater an demselben Abend erleben. —

— Die Sandrod tritt am 1. Februar in den Verband des Deutschen Volks-Theaters in Wien. —

— „Im Stöckelshuh“, ein Frühlingspiel in Versen von Gustav Klotz, wird demnächst am Hof-Theater in Schwerin zur Erstaufführung gelangen. —

— Sudermanns „Ehre“ ist unter dem Titel „Vorderhaus und Hinterhaus“ ins Isländische überetzt und in Reykiavik mit Erfolg aufgeführt worden. —

— Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen“ wird demnächst an der Wiener Hofoper aufgeführt werden; das Stück ist zwanzig Jahre lang nicht in Wien aufgeführt worden; bei seiner letzten Aufführung im Ring-Theater ereignete sich die bekannte Brandkatastrophe. —

— Ein internationales Opernhaus wird in Paris in der Avenue Champs Elyées errichtet werden; als Begründer dieses Theaters wird der Bruder des Komponisten Leoncavallo genannt. —

— Angebot und Nachfrage. Auf die von der Stadt Wauzen ausgeschriebene Musikdirektorstelle haben sich mehr als 100 Bewerber gemeldet. —

— Knut Hansens Zeichnung: „Aus dem Metropol-Theater“, die in der Großen Berliner Kunstausstellung ausgestellt ist, wurde für die Nationalgalerie angekauft. —

— Nachgrabungen in Tarent haben ausgedehnte Friedhofsanlagen griechischer Zeit freigelegt; eine genaue Untersuchung der Reste zeigte, daß die Griechenstadt auf einem uralten, noch der vorgeschichtlichen Zeit angehörigen Anstadelungsplatz erbaut worden war, so daß damit Tarent zu einem der ältesten Orte Italiens wurde. —